



MIRA VALENTIN

Leseprobe

DIE LEGENDE VON
ENIVADOR
ENIVADOR

Tristan

Niemand wagte es, den Elben in die Augen zu sehen. Die Jungen standen zitternd in Reih und Glied. Schneeflocken umspielten ihre gesenkten Häupter und setzten weiße Mützen darauf, wie zum Hohn. Vor Sonnenaufgang waren sie bereits auf dem Dorfplatz zusammengetrieben worden, doch die Elben warteten auf das Licht. Selbst die Pferde schienen die Anspannung der Menschen ringsum zu spüren. Ihre Hufe scharrtten auf dem Lehm-boden, Dampf stieg aus ihren Nüstern. Die Reihe der Zuschauer stöhnte, als auf dem östlichen Feld die Sonne aufging. Denn ihr Schein offenbarte nicht nur die Furcht in den Augen der Jungen, sondern auch die Kraft ihrer Körper, die Stärke ihrer Arme, die Schnelligkeit ihrer Beine. Deshalb waren die Elben hier.

Der Hauptmann ließ seinen kalten Blick über die zitternde Reihe seiner zukünftigen Soldaten schweifen. Immer noch saß er vollkommen still im Sattel, wie ein Reiterstandbild aus Albingard, das lange blonde Haar größtenteils unter einem kunstvoll geschmiedeten Spitzhelm verborgen. Doch dann stieg er mit einer anmutigen Bewegung ab und kam auf sie zu.

Tristan drückte die Knie gegeneinander, um zu verhindern, dass immer neue Schauer durch seinen Körper liefen. Von klein auf hatte er gewusst, dass dieser Tag kommen würde. Niemand sollte seine Angst sehen, nur das war jetzt noch von Bedeutung für ihn. Seine Hand wanderte zu der Murmel, die er an einer Kette um den Hals trug. Sein Glücksbringer, all die Jahre hindurch. Er fühlte sich glatt und kühl an, gaukelte ihm Sicherheit vor, als könnte er ihn unsichtbar machen vor den Blicken der Feinde.

„Du“, sagte der Hauptmann, während die Spitze seines Schwerts sich langsam auf einen Jungen links außen in der Reihe niedersenkte. Ein drahtiges Bürschchen, der Sohn des Dorfpriesters. Er war gerade siebzehn Jahre alt geworden und fing unkontrol-

liert zu schluchzen an. Jeder wusste: bald würde er sterben. Die Kinder schickten sie immer als erste in die Schlacht.

Eine Frau stimmte lautstark in das Wehklagen mit ein. Es war Mirza, die Mutter des Jungen, die sich aus der Reihe der Eltern gelöst hatte, um zu ihrem Sohn zu eilen. Ihr Mann hielt sie an den Armen fest, riss sie wüst zurück, während sein eigenes Gesicht zu Stein erstarrt schien. Tristan kannte ihn bereits, diesen Gesang des Todes. Weinende Mütter, gebrochene Väter, panische Kinder – in den Jahren davor war es dasselbe Schauspiel gewesen. Immer wenn das Elbenheer kam, um seinen Blutzoll zu fordern. Doch bislang waren andere Jungen auf dem Dorfplatz aufgereiht gewesen. Andere Kinder, die verschleppt und zu Kriegssklaven ausgebildet wurden. Heute stand Tristan zum ersten Mal selbst zum Verkauf. Und er wusste: Niemand würde um ihn weinen, wenn er ausgewählt wurde. Alle würden aufatmen, weil es eines der Findelkinder getroffen hatte und nicht das eigene Fleisch und Blut. Das war der Grund, warum männliche Waisen so beliebt waren. Jede Familie riss sich um sie. Man zog sie auf, gab ihnen das beste Essen, hegte und pflegte sie. Man ließ sie in einem weichen Bett schlafen und bildete sie in der Kampfkunst aus, damit sie stark wurden. Doch niemals schloss man sie ins Herz. Denn Waisen hatten nur einen Lebenszweck: anstelle derer zu sterben, die man liebte.

Der Hauptmann umrundete nun die Gruppe und sah sich jeden Jungen einzeln an. Bei manchen testete er die Muskeln der Oberarme, andere packte er am Kinn und besah sich ihren Blick oder die Beschaffenheit ihrer Zähne. Dabei zeigte sein schönes, aber bewegungsloses Gesicht nicht die kleinste Regung. Schließlich wurde er wieder fündig. Diesmal zog er einen grobschlächtigen Kerl aus der hinteren Reihe hervor – Adam. Er war der älteste Sohn eines Bauern, gestählt von der harten Arbeit auf dem Hof. Bereits zweimal war er den Elben entkommen. Beide Male hatte seine Mutter Adam in den Tagen vor der Auswahl halbnackt und

hungrig zur Arbeit nach draußen geschickt, damit er krank wurde. Wegen seiner dunklen Augenringe und der triefenden Nase hatten die Elben ihn immer verschmäht. In diesem Jahr hatte seine Mutter dasselbe vorgehabt, doch Adam hatte sich verweigert. Er war nun 19 und wollte „seinen Mann stehen“, wie er gestern Nacht in der Schenke erzählt hatte. Ein ehrbarer, wenn auch dummer Gedanke, wie Tristan fand. Er selbst hätte eine deftige Erkältung dem Dienst in der Sklavenarmee vorgezogen. Dem aufgewühlten Blick nach, den Adam nun zeigte, ging es dem Bauerssohn im Moment nicht anders. Mit bleichem Gesicht ließ er sich von zwei Elbensoldaten davonzerren.

Der Hauptmann umrundete die Gruppe und deutete auf zwei weitere Opfer. Jedes Mal gebrauchte er nur ein einziges Wort, um das Schicksal der jungen Männer zu besiegeln: „Du!“ Aus seinem Mund klang es wie der Urteilsspruch eines Richters. Und genau das war er – Richter über das Leben, Herr über das Wehklagen, Komponist des Todeslieds.

Direkt vor Tristan blieb er stehen und ließ den Blick über dessen Körper schweifen wie ein Viehhändler auf dem Jahrmarkt, der eine aussichtsreiche Kuh entdeckt hat. Tristan senkte die Lider, wie man es ihn gelehrt hatte. Doch der Elb griff nach seinem Kinn und hob es an. Ihre Blicke trafen sich. Der des Hauptmanns war eiskalt, wie die Winterluft. In den Augen des Jungen hingegen blitzte ein Funke von Trotz.

„Wie alt bist du?“, fragte der Elb. Seine Stimme klang eintönig, fast blechern. Keinerlei Emotion schwang darin mit.

„Siebzehn“, antwortete Tristan wahrheitsgemäß. Er war einer der jüngsten. Nur die erstgeborenen Söhne zwischen siebzehn und einundzwanzig Jahren standen hier. So hatten die Elben es beschlossen, als sie das Volk der Menschen unterjochten. Weiterleben in Gefangenschaft, gegen Frondienst und Blutzoll.

„Du siehst älter aus“, stellte der Hauptmann fest. „Sehr kräftig.“ Tristan schloss die Augen, konzentrierte sich auf seine Knie.

Seltsam – sie zitterten nicht mehr. Der Elb schwieg länger als gedacht. Einen winzigen Moment lang keimte Hoffnung in Tristan auf. Doch dann drang die Stimme des Hauptmanns an sein Ohr, sein Todesurteil. „Du!“

Damit war sein Schicksal besiegelt. Seine Lider waren schwer wie Blei. Er wollte sie nie wieder öffnen. Mehrere Hände packten seine Oberarme. Jemand schrie. Ein leiser, heller Ton, sogleich erstickt von sorgenden Eltern, die keine Aufmerksamkeit auf sich ziehen wollten. Kay! Seinem Ziehbruder zuliebe öffnete Tristan die Augen und sah ihn an, vielleicht zum letzten Mal.

Kay stand immer noch mit dem Rest der Familie unter der Dorflinde, dürr und schlacksig, wie alle wahren Erstgeborenen, die von einem Waisenkind geschützt wurden. Die Augen unter seinem rotblonden Schopf waren groß vom Hunger und sein Gesicht wirkte ausgemergelt, trotz der zahlreichen fröhlichen Sommersprossen auf seiner Nase. Stefan und Irmel hatten ihm nie genug zu essen gegeben, damit das Elbenheer ihn für untauglich erklärte. Seit jeher war klar gewesen, dass Tristan an seiner Stelle geopfert werden würde. Doch für den Fall, dass irgendetwas an diesem Plan schief ging, sollte Kay wenigstens uninteressant für den Kriegsdienst sein. Mit dem heutigen Tag war die Familie vom Blutzoll befreit. Vermutlich würden sie ein Schwein schlachten und die Nachbarn zum Feiern einladen, wenn das Heer erst einmal von Dannen gezogen war.

Während die Elben Tristan zu den anderen Auserwählten hinter die Reihe der Reiter schleppten, folgten Kays aufgerissene Augen ihm panisch. Schreien konnte er nicht mehr, denn Irmel hielt ihm den Mund zu. Tristan schenkte seiner Ziehmutter keinerlei Beachtung. Er sah nur Kay an. Obwohl sie nicht blutsverwandt waren und obwohl der heutige Tag seit jeher wie ein Damoklesschwert über ihnen schwebte, standen sie sich so nah wie Brüder. Lautlos formten Tristans Lippen die Worte, die er ihm in der letzten Nacht zum Abschied gesagt hatte: „Wir sehen uns wieder!“

Einer der Elben griff nach seinen Handgelenken und legte ihm Eischellen an. Damit kettete er ihn hinter das letzte Pferd, direkt neben Adam, dessen vernebelter Blick unstill von rechts nach links huschte. So harhten sie aus, bis der letzte Junge aus der Reihe gemustert und sortiert war. Insgesamt sieben Verluste bescherte diese Auswahl dem Dorf, damit kamen die Familien vergleichsweise gut davon. In den letzten Jahren hatte das Elbenheer oft zehn oder mehr Jungen mitgenommen. Der Hauptmann stieg wieder auf sein Pferd und trieb es in die Mitte des Platzes. Erleichtert stob die Menge der Verschmähten auseinander, zurück zu ihren Eltern, wo sie ein weiteres Jahr in Ungewissheit und Hunger verbringen durften, bis das Heer zurückkam und Nachschub verlangte. Es schneite nun immer stärker. Doch selbst die Schneeflocken schienen den Anführer der Elben zu fürchten. Sie umwehten ihn ehrfürchtig, keine landete auf seiner alabasterfarbenen Haut.

„Ihr Menschen von Burksmeade“, rief er in die Menge, „wir gewähren euch ein Leben auf unserem Land. Wir lassen euch unser Wasser trinken und unsere Felder bestellen. Erinnert euch stets daran, dass es die Gnade der Elben ist, die eure Herzen weiterschlagen lässt.“

Niemand sagte ein Wort. In manchen Augen sah Tristan Zorn aufblitzen, doch kein Dorfbewohner wagte es, gegen die Bezwinger aufzubegehren. Die wenigen, die es je getan hatten, ruhten nun in einem kalten Grab auf dem Waldfriedhof.

„Unser barmherziger König Nimrund gewährt zudem jedem von euch, der einen Hinweis auf magische Veranlagungen geben kann, drei Schafe und einen Sack voll Weizen.“

Tristan zuckte zusammen. Das war neu. Zwar machten die Elben seit jeher Jagd auf die wenigen Hexer, die zuweilen innerhalb der menschlichen Rasse geboren wurden, doch bislang hatten sie sich darauf beschränkt, diejenigen zu töten, die öffentlich für Aufsehen sorgten. Sein Blick suchte Kay, fand ihn aber nicht

mehr. Mit Sicherheit hatte Irmel ihn hinter ihren breiten Rücken geschoben. Nur Agnes, ihre jüngere Tochter, stand noch mit schreckensbleichem Gesicht vor ihr und hatte die Hände auf den Mund gepresst.

„Hört die Verordnung unseres Königs!“, rief der Hauptmann nun. „Wer die Existenz eines Magiers verschweigt, ihm Unterschlupf gewährt oder mit ihm kooperiert, wird zum Tode verurteilt, genau wie der Magier selbst! Sollte sich ein solcher Mensch unter euch befinden, so liefert ihn jetzt aus.“

Auf dem Dorfplatz war es nun so leise, als stünde die Welt still. Nicht einmal das Jammern der Mütter, deren Söhne in Ketten gelegt worden waren, drang mehr durch das allumfassende Schweigen. Aber einige der Bewohner, das konnte Tristan genau sehen, starrten auf Irmel und Stefan. Womöglich wägen sie ab, was schwerer wog – der Verrat an ihren Nachbarn oder die Möglichkeit, als Mitwisser verurteilt und am nächsten Baum erhängt zu werden. Manche der ärmeren Leute ließen sich vielleicht sogar von den Schafen und dem Getreide beeindrucken. Gerade jetzt, in der kalten Jahreszeit, hatten viele von ihnen ihre Vorräte aufgezehrt und hungerten. Ihnen hatte Kay in den letzten Jahren am häufigsten geholfen. Er hatte ihre Kinder geheilt und ihre karge Ernte vor dem Verdorren bewahrt, indem er es regnen ließ. Jeder im Dorf wusste das, und doch...

„Niemand?“, rief der Elb. Schweigen.

Tristan wollte schon aufatmen, da trat ein alter Mann aus der Menge hervor. Erst auf den zweiten Blick erkannte er, um wen es sich dabei handelte. Es war Dustin, ein Landstreicher, der von Zeit zu Zeit durch Burksmeade kam. Er war komplett in Lumpen gehüllt. Selbst um seinen Kopf trug er anstelle einer Mütze einen Turban aus zusammengeknöteten Fetzen. Seine Füße steckten in Kartoffelsäcken, die er gerade eben mit frischem Stroh gefüllt haben musste, denn es raschelte bei jedem Schritt. Letztes Jahr hatte Kay ihn von der Ruhr befreit. Dustin hatte sich

die Seuche ein paar Kilometer weiter in Fronstein eingefangen, war aber rechtzeitig geflohen, bevor die dort stationierten Elben ihn töten konnten, wie alle anderen Kranken. Kurz vor Burksmeade war er aber dann zusammengebrochen. Kay hatte ihn gefunden, halbtot, in seinen eigenen Exkrementen und mit blutverschmiertem Hinterteil. Aber anstatt sich abzuwenden und weiterzugehen, wie es jeder andere Mensch getan hätte, hatte er ihm die Hand aufgelegt. Wenig später war Dustin wieder wohlauf und klaute sich im Dorf eine neue Hose von einer unbeaufsichtigten Wäscheleine. Irmel war wegen dieser Heilung so wütend gewesen, dass sie Kay das wenige Abendessen verweigert hatte, das er noch bekam.

„Für solchen Abschaum setzt du dein Leben aufs Spiel?“, hatte sie gebrüllt. Tristan hatte sie dafür gehasst. Im Dorf wusste ohnehin jeder, dass Kay ein Hexer war. Als ob dieser harmlose alte Landstreicher ihnen gefährlich werden konnte! Aber nun stellte sich heraus, dass Irmel Recht behalten sollte – denn Dustin streckte den Arm aus und richtete seinen Zeigefinger direkt auf die Familie ...



Mira Valentin
Die Legende von
Enyador
E-Book: 3,99 Euro.
Taschenbuch:
12,99 Euro.